

SOPHIE MILLER | Das Echo der Lüge

Über den Roman

Drei Monate ist es her, seit Pascal bei einem Tauchgang im Südatlantik verschwand. Obwohl seine Leiche nicht gefunden wurde, geht die Polizei vor Ort davon aus, dass Pascal ums Leben kam. Nur seine Frau Antonia glaubt nicht an einen Unfall. Dennoch ist sie zutiefst verunsichert, als Ray Stein vom Frankfurter Betrugsdezernat sie eines Tages aufsucht, um ihr mitzuteilen, dass man gegen Pascal ermittelt. Hat ihr Mann als Investmentbanker tatsächlich Millionen unterschlagen und sich dann mit dem Geld abgesetzt? Und welche Rolle spielt Pascals Exfrau, die er für Antonia verlassen hat? Offenbar verstrickte Pascal sich immer mehr in Lügen, doch sollte Antonia so blind gewesen sein? Allein auf sich gestellt, versucht sie dem Rätsel seines Verschwindens auf die Spur zu kommen und muss erfahren, dass nichts in ihrem Leben ist, wie es scheint ...

Über die Autorin

Sophie Miller ist das Pseudonym einer deutschen Autorin, die bereits mehrfach ausgezeichnete Romane veröffentlicht hat. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

SOPHIE MILLER

Das Echo der Lüge

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2012 und dieser Ausgabe © 2013 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Angelika Lieke

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © mauritius images/Alamy; shutterstock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

978-3-453-35727-3

www.diana-verlag.de

Für Doris und George

I Kurz vor der Dämmerung tauchten wir hinunter, eine Stunde östlich von Rio de Janeiro. Pascal schwamm voraus, manchmal drehte er sich um, als wollte er sagen, er allein habe diese Unterwasserpracht geschaffen und erwarte mein Lob dafür. Wir tauchten in den Meereskanal, Pascal machte Licht, wir folgten dem Strahl seiner Lampe. Ich hörte das Geräusch meines Atems, sah meinen Mann mit kräftigen Beinen schlagen, schließlich erreichten wir das *Reich der Tiger*, wie die Einheimischen die Höhle nennen. Die Tigermuräne, Jäger bei Nacht, zeigte im künstlichen Licht keine Scheu und fraß weiter. »Die Zähne der Tigermuräne sind aus Glas«, hatte Pascal erklärt – jetzt kam mir das Tier mit seinen langen, durchscheinenden Zähnen, den schwarzen Augen, den Schecken auf dem schlangenhaften Körper unheimlich vor. Pascal leuchtete die Muräne an. Sie schlang einen Knoten in den eigenen Leib und zog den Kopf eines noch lebenden Beutefisches in diese Schlinge, hielt ihn fest und riss mit dem Maul Fleischstücke heraus. Dann öffnete sie ihren Leibesknotten und ließ die Überreste zu Boden sinken.

»Leben bedeutet fressen«, sagte Pascal später beim Abendessen. Versonnen fügte er hinzu: »Es gibt viele Arten zu fressen.«

Am nächsten Morgen fuhr er allein zum Tauchen und nahm die Kamera mit. Als er mittags nicht zum Essen auftauchte, beruhigte mich das nicht; in der Tiefe des Meeres fühlte Pascal sich wohl wie an ganz wenigen Orten. Später versuchte ich es auf dem Handy. Erst am späten Nachmittag verständigte ich jemanden vom Hotel. Die Suche dauerte die ganze Nacht und den kommenden Morgen, ohne Erfolg. Man entdeckte nur seine Taucherausrüstung. Minuten nachdem man es mir mitgeteilt hatte, wollte ich mich unbedingt an Pascals letzte Worte erinnern. Sie fielen mir nicht ein, nur dieser eine Satz: Es gibt viele Arten zu fressen.

Drei Monate waren seitdem vergangen. Ich drehte mich auf die Seite. Draußen war noch Tag. Das Licht drang nur spärlich in diese Ferienwohnung, die keiner wollte, weil sie am tiefsten Punkt der Schlucht lag. Zum Glück, denn Saanen war so gut wie ausgebucht. So tief die Schlucht auch war, sie lag auf tausend Metern und hieß *Rüttischlucht*. Pascal hatte mir oft versprochen, mich in seine Heimat mitzunehmen; nun war ich allein gekommen. Das Surreale nahm mir den Atem – allein, als was: als verheiratete Frau, als Witwe?

»Saanen ist nicht Gstaad«, hatte Pascal erklärt. »Nur die Snobs, die sich beweisen müssen, dass sie es sich leisten können, ziehen nach Gstaad, die anderen besuchen Saanen.«

Nun war ich ohne Pascal hier, weil ich ihn liebte. Verzweifelt und fast hoffnungslos klammerte ich mich an diese Liebe, sie ließ mich glauben, dass er noch lebte. Ich hatte Zettel in der Ferienwohnung ausgelegt. Notizen in meiner kräftigen, unweiblichen Schrift, auf denen ich aus Erinnerung Worte gebildet und

rasch erkannt hatte, dass ich keine Ereignisse aufschrieb, nur meine Gedanken dazu, keine Tatsachen, nur Annahmen. Meine Sicht der Dinge genügte nicht, den Geschehnissen auf den Grund zu gehen, darum konnte ich nicht sagen: Pascal ist tot, finde dich ab und schlag das nächste Kapitel auf. Zu viele Zettel trugen rote Fragezeichen, weil ihre Fragen unergründlich waren, und das ängstigte mich. In Rio, wo ich Pascal verloren hatte, kannte ich noch keine Angst. In Rio hatte ich zu viel damit zu tun gehabt, die Geschehnisse zu bewältigen. Später erst war die Angst aufgetaucht – dass etwas nicht stimmte. Deshalb war ich hier – in Pascals Heimat musste ich rekonstruieren, was geschehen war, in seinem Land.

Pascal hatte erzählt, das Giferhorn bilde die Grenze zweier Länder. Saanen, diesseits des Gipfels, lag im Kanton Bern, jenseits war der Kanton Wallis. Nicht die einzige Grenze; im Westen stand der Berg Vanel, dahinter sprachen die Menschen Französisch. Ein Berg, zwei Sprachen auf wenigen Kilometern. Pascal und ich hatten Deutsch und Englisch gesprochen, in meiner Heimat, Kanada, dort war er der Fremde gewesen, dort hatten wir uns kennengelernt.

Ich bin ein Kind deutscher Eltern. Mein Vater, von Beruf Mechaniker, war nach Kanada ausgewandert, als die Kanadier von Yards und Inches, Pounds und Gallons auf das metrische System umstellten. Alle Waagen Kanadas mussten neu geeicht werden, mein Vater hatte eine Reparaturwerkstatt für Waagen eröffnet und war dabei wohlhabend geworden. Er lernte eine junge Hamburgerin kennen, die wie er *drüben* ihr Glück machen wollte. Sie heirateten und konnten sich bald ein Haus am Stadtrand von Toronto leisten, dort war ich geboren worden. Meine Mutter hatte

darunter gelitten, von ihrer Sprache abgeschnitten zu sein. Daheim wurde Deutsch gesprochen, ein gewähltes Deutsch, wie ich es nirgends sonst je hörte. In einer Lage wie meiner, Witwe mit Mitte dreißig, flüchtet man normalerweise zu seinen Eltern. Meine Eltern waren tot, das Haus meiner Kindheit gab es nicht mehr.

Ich stand auf, zog die festen Schuhe an, löschte das Licht und verließ die Wohnung. Der Weg zog sich in Serpentina nach Saanen hoch. Wo es zu steil wurde, hatte man Pflöcke in den Boden getrieben und Stufen gebaut, ich hielt mich am Geländer fest. Mit jeder Biegung wurde das Land weiter, weicher. Die Alpen, hatte ich angenommen, seien schroff und majestätisch; umso mehr erstaunten mich die spätsommerliche Heiterkeit auf den Almen, die lichtdurchfluteten Wälder, Dörfer und Weiler, die sich in die Falten der Natur schmiegen, geschützt von schneebedeckten Riesen. Ich genoss, wie sich das Bild mit jedem Schritt veränderte. Lief ich daheim durch die Natur, änderte sich kaum etwas, gerade Straßen, ein tiefer Horizont. Auf meinem Weg nach Saanen wollte der Himmel erst erobert werden. In der Sohle war er ein Versprechen gewesen, danach begrenzte ihn der Nadelwald. Näherte man sich der Gemeinde, zeigten die Drei- und Viertausender im Hintergrund, dass man noch ein gewaltiges Stück hätte höhersteigen müssen, ehe man dem Himmel nahe kam.

Ich lief die Straße in den Ort hinein, vor das Gebäude der Gemeindeverwaltung. Ich hatte einen Termin mit dem Vizestadtpräsidenten, was ich mir mit Stellvertreter des Bürgermeisters übersetzte. Ich wurde vorgelassen und in ein Büro geführt, in dem mich der Vizestadtpräsident erwartete, zugleich der Bruder meines Mannes.

Das Gesicht, die Haltung, selbst die Hände erinnerten so stark an Pascal, dass mir der Atem stockte. Sein Bruder schüttelte mir die Hand. Ich folgte der Einladung, mich zu setzen, nicht beim Schreibtisch; er führte mich zur Sitzgarnitur. Außer der Begrüßung hatte ich noch kein Wort hervorgebracht, sah ihn ängstlich, freudig, ungläubig an.

»Ich bin Pascals Bruder, Roman Zuermatt«, sagte er, als ob das nicht offensichtlich wäre. Er besaß Pascals freche Nase, auch seine wilden Augenbrauen. Hatten mich Pascals braune Augen immer an einen Freibeuter erinnert, der das Leben als stürmisches Gewässer nahm, passte der Blick des Bruders genau in dieses Büro; seine Augen wirkten nüchtern, ihnen fehlte Neugier und jegliche Freude.

»Ich spreche Ihnen mein Beileid aus, Frau Zuermatt«, sagte er.

»Dafür ist es zu früh.«

»Sind Sie nicht deshalb zu mir gekommen, um die Frage des Testaments zu klären?«

»Mich kümmert Pascals Testament so lange nicht, solange es Hoffnung gibt, dass er lebt.«

»Lebt?« Der Bruder nahm eine Akte und legte sie vor mich auf den Couchtisch. »Das sind die Unterlagen der Stadtverwaltung von Rio de Janeiro sowie die Bestätigung des brasilianischen Gerichts.« Während er las, legte er den Kopf zur Seite. »Man wird meinen Bruder für tot erklären, die Frist wurde auf sechs Monate anberaunt.« Er suchte nach dem Datum des Dokuments. »Das bedeutet, in knapp drei Monaten.«

Die nüchternen Fakten schockierten mich immer noch, mittlerweile wusste ich, wie ich dem begegnen konnte.

»Das ist die gängige Praxis, wenn die Leiche eines Vermissten

nicht gefunden wird«, sagte ich. »Bei Unfällen im Meer darf das Gericht den Zeitraum bis zu einem Jahr verlängern, wenn auch nur die leiseste Hoffnung besteht, dass sich der Verschollene aus eigener Kraft retten konnte.« Meine Kehle wurde eng. »Die Hoffnung habe ich immer noch.«

Roman Zuermatt schüttelte den Kopf. »Im Fall meines Bruders gibt es genügend Hinweise, dass er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ertrunken ist.« Er schlug die Mappe zu. »Aufgrund des Gerichtsbeschlusses kann sein Nachlass erst eröffnet werden, wenn die Frist verstrichen ist. Sie haben sich zu früh herbemüht.«

Ich wandte mich ab. Die Kälte dieses Mannes machte mich sprachlos. Glaubte er wirklich, ich sei wegen Pascals Testament gekommen? Ich sehnte Pascal herbei, seine Berührung; wohin war mein Mann verschwunden? Keine Antwort konnte so schlimm sein wie die Endgültigkeit – Abschied von Pascal für immer! Alles in mir sträubte sich, das zu glauben. Die Wochen der Suche, fortgesetzte Expeditionen in die Höhle der Muränen, Suche im Umland, ob jemand aufgetaucht, angespült worden sei, schwer verletzt womöglich, im Koma, mit Gedächtnisverlust, ein Namenloser. Suche in allen Krankenhäusern, Suchmeldung im Fernsehen. Bis in die Yellow Press hatte Pascal es geschafft – *Schweizer Geschäftsmann verschollen* –, dieses Wort hatte mich aufgerichtet, weiter glauben, weiter handeln lassen. Er war nicht tot, nur verschollen.

Ich holte tief Luft. »Ich möchte meine Familie kennenlernen.«

»Ihre Familie?« Sein sarkastischer Unterton war nicht zu überhören. Was bildete die Kanadierin sich ein, musste er denken, bloß weil sie einen Namen in ihrem Pass hatte, von dessen Wur-

zeln, von den Generationen, die ihn getragen hatten, sie nichts wusste.

»Ich habe Pascal als Letzte gesehen. Ich bin sicher, die Familie will erfahren ...«

»Meine Mutter ist noch nicht so weit.« Er stockte, fand vielleicht den persönlichen Ton unangebracht; nicht der Vizepräsident hatte geantwortet, sondern der Sohn.

»Die Familie hat wenig zur Suche beigetragen«, sagte ich.

»Sie wurden unterstützt.«

»Von einem Berner Anwalt, und nur am Telefon.«

»Doktor Burckhardt hielt uns auf dem Laufenden.«

»Jemand von der Familie hätte kommen können.«

»Wenn es sterbliche Überreste zu überführen gegeben hätte, wären wir gekommen«, sagte Zuermatt und machte noch einmal klar, wie weit außerhalb dieser Familie ich stand.

Ich wollte erwidern, dass ich viel mehr Hilfe gebraucht hätte, doch wäre es die Wahrheit? Die Behörden vor Ort hatten alles getan, mich zu unterstützen. Dass ich am Ende allein am Strand saß und um Pascal trauerte, konnte ich niemandem vorwerfen. Manchmal hatte ich das Gefühl, ihm in dieser Zeit näher gewesen zu sein als je zuvor. Die Sehnsucht war ein Kokon, in den ich mich eingesponnen hatte, eine Welt, in der es nur Pascal und mich gab, die Welt der Wünsche, der verklärten Erinnerungen, genährt von dem Funken Hoffnung, dass Pascal da war und irgendwo auf mich wartete.

Roman Zuermatt stand auf. Seine Augen blickten etwas freundlicher, er räusperte sich und sagte: »Ich will mit Mutter sprechen.« Er gab mir die Hand. »Ich werde mein Möglichstes tun.«

2 Das Elend war wieder da. In der Enge der Ferienwohnung, der Schlucht, wo schon die Nacht hereinbrach, während oben noch die blaue Stunde herrschte, saß ich auf dem soliden Holzbett, Schweizer Bauart. Wo bist du, Pascal? Ist meine Hoffnung nur Trotz gewesen? War es nicht wahrscheinlicher, dass er derselben Muräne zum Opfer gefallen war, der wir beim Fressen zugesehen hatten? Wohin führte mein verbissener Glaube an das Unmögliche? Ich lief in dem beengten Viereck auf und ab. Seit Pascals Verschwinden war mein kurz geschnittenes dunkles Haar so weit nachgewachsen, dass ich die Büschel packen konnte.

Die Unterwasserhöhle war bis in den letzten Winkel abgesehen worden. Sie hatten Pascal nicht gefunden, nur sein Atemgerät und die Flaschen, zwischen zwei Felsblöcken verkeilt. Die Taucher hatten Fotos davon gemacht. Pascal musste eingeklemmt gewesen sein, lautete die Analyse, musste, um sich zu befreien, die Flaschen abgenommen haben und ohne Atemhilfe weitergeschwommen sein, musste sich unter Wasser verirrt, den Ausgang der Höhle nicht gefunden haben und ertrunken sein. Vielleicht war er auch durch den unterlassenen Druckausgleich ums Leben gekommen, nach oben geschwommen und kollabiert. Dann hät-

te er allerdings angeschwemmt worden sein müssen. Ich starrte aus dem Fenster ins Schwarze.

Umringt von Zetteln, durch die ich meinem Kummer mit Sachlichkeit begegne, meine Gefühle durch Fragen begrenzen wollte, konnte ich das Elend nicht länger fernhalten, warf mich aufs Bett, weinte und hoffte einzuschlafen.

Der Schlaf kam nicht, aber die Verklärung, wie schön alles gewesen war. Ich setzte mich auf, öffnete den Laptop und ließ die Schnappschüsse unserer gemeinsamen Zeit erscheinen. Ich dachte an meine Mutter, die zu solchen Anlässen ihren Schuhkarton mit den Familienfotos hervorgeholt hatte. Heutzutage konnte man die guten und die schlechten Zeiten nicht mehr anfassen, ein Bildschirm musste genügen, auf dem die Fotos nie vergilbten.

Pascal war ein Fremdkörper auf der Comicmesse gewesen, zu reich, zu teuer gekleidet unter all den vorwiegend jungen Lesern. Ich lächelte in die Dunkelheit. Da ich als freie Übersetzerin nicht genug verdiente, hatte ich mich damals mit Gelegenheitsjobs über Wasser halten müssen. Die Messe war international, die Auswahl gigantisch. Ich war froh, als Aushilfe bei *Cocult*, dem kanadischen Comic-Verlag, meinem einsamen Schreibtisch zu entkommen. Pascal hatte irgendwie verloren gewirkt, als er am Cocult-Stand auftauchte. In seinem feinen Anzug hatte ich ihn für einen Einkäufer von Lizenzen gehalten oder jemanden, der einen Verlag erwerben will. Dabei war er nur auf die Messe gekommen, weil er Comics liebte.

»Reiner Zufall«, hatte er mir später erzählt. Nach einer Konferenz in Toronto hatte er sich anders als die anderen Geschäftsleute vergnügen wollen und war nach dem Meeting losgezogen, um auf andere Gedanken zu kommen.

»Kann ich helfen?«, hatte ich gefragt.

»Das müssen Sie sogar.« Eine Geste zu den Regalen, junge Titel, junge Farben, Comicgesichter, von jungen Künstlern gezeichnet. Dazwischen der seriöse Mann im Dreiteiler mit teurer Uhr und Siegelring, sein Hemdkragen stand offen, die Krawatte war verrutscht, ein langer Tag lag hinter ihm.

»Was interessiert Sie?« Es war nicht meine Aufgabe zu beraten – ich hatte nur Bereitschaftsdienst, wenn die Verlagsmitglieder Termine hatten.

»Wenn ich das wüsste.« Er wandte den Blick von den Bildern zu mir. Es war nicht Sympathie, nicht zu Beginn, eher dieser Männerblick, Geschäftsmann auf der Suche nach Entspannung. Ich war müde gewesen, den ganzen Tag stehen, verbindlich sein; mein Schlauchkleid, das morgens meine Figur umschmeichelt hatte, beulte an manchen Stellen. Um die Frisur brauchte ich mir keine Gedanken zu machen, ich trug mein Haar igelkurz. Ich schätzte Pascal auf Ende vierzig, er sah aus wie einer, der versprach, im Alter noch verlockender zu werden. Groß, breite Schultern, leichter Bauchansatz. Sein Englisch war perfekt, die Aussprache knorrig, ich vermutete einen Skandinavier, später, als er ein Handygespräch annahm, einen Deutschen, doch das traf es nicht.

»Woher kommen Sie?«, fragte ich.

Er ließ mich zweimal raten, dann verriet er es mir. Damals hörte ich den Namen zum ersten Mal – *Saanen*. Da mir das nichts sagte, setzte er hinzu: »Switzerland of course!«

»Of course, Switzerland.« Ich ließ ihn noch eine Weile in dem Glauben, dass ich kein Deutsch sprach. Es machte Spaß, Leute in ihrer Muttersprache Dinge ausplaudern zu hören, weil sie glaubten, der andere verstünde nichts.

Bald darauf führte Pascal ein weiteres Telefonat. »Was soll ich dort?«, sagte er auf Deutsch. »Da sitzt nur ein Haufen Langweiler beisammen. Außerdem habe ich hier was Hübsches aufgetan.« Er warf mir einen Blick zu. »Mal sehen, wie sich das entwickelt.«

Ich betrachtete seine Hand, kein Ring, und doch sah er verheiratet aus. Kleines Abenteuer im Ausland, dachte ich, netter Abend, schnelle Sache – was sonst konnte er von mir wollen? Ich wollte nichts von ihm, aber er gefiel mir.

»Ich heiße Pascal.«

»Tony.« Wir schüttelten uns nicht die Hand.

»Toni? Sie scherzen! So heißen bei uns kleine Mädchen, die zum Volksfest auf den Wagen mit den geschmückten Kühen sitzen.«

»Ich mag Kühe. Und außerdem: Bei uns schreibt man Tony mit ›y‹.«

»Antonia ist aber kein typisch kanadischer Name.«

Ich sagte ihm auf Englisch, dass ich deutsch erzogen worden sei.

»Dann verstehen Sie mich also?«, rief er in klingendem Schweizerdeutsch.

»Natürlich.«

Von da an gab es bezüglich der Sprache keine Missverständnisse mehr. Er wollte sich mit mir verabreden, aber meine Arbeitszeit am Stand endete erst um sieben, und danach war ich für die Verlagsparty eingeteilt, zur Kundenbetreuung.

»Was schlagen Sie vor?« Für ihn gab es keinen Zweifel, dass ich ihn wiederssehen wollte.

»Kommen Sie morgen wieder«, antwortete ich gleichgültiger, als ich war.

»Morgen verhandle ich von früh bis spät, dann nehme ich die Nachtmaschine nach Hause.« Er hakte mich unter. »Müssen Sie wirklich zu der dummen Party?« Ich wollte es ihm nicht so einfach machen und sagte Ja. »Wenn Sie zu dieser Party müssen, muss ich eben auch zu dieser Party.« Danach hatten wir uns getrennt.

Ich habe nie herausgefunden, wie er sich Zutritt verschafft hatte. Jedenfalls war Pascal auf der Party aufgetaucht, im gleichen Anzug, frisches Hemd, mit bester Laune.

»Ich lege mich für Sie ins Zeug«, hatte er gesagt und Rotwein bestellt.

»Warum eigentlich?«

»Im Ausland eine Frau zu treffen, die Tony heißt und mich versteht, das ist schon was Besonderes.« Er lachte mit vielen Falten.

Die Atmosphäre war locker, bald wurde getanzt. Er wollte mich auffordern, ich war nicht in Stimmung und trank mehr Wein, als ich gewohnt war. Zwischendurch plauderte ich mit Stammkunden von *Cocult*; schließlich wurde es so spät, dass ich meine berufliche Pflicht für erledigt hielt. Pascal schlug vor, woanders hinzugehen. Im Freien spürte ich den Alkohol unvermittelt, ich taumelte, er bot mir seinen Arm. Nun, da wir allein waren, wurden wir nicht vertrauter, eher das Gegenteil. Wortkarg liefen wir durch die fast menschenleeren Straßen. In seiner Hotelbar sei bis zum Morgengrauen was los, sagte er und auf meinen skeptischen Blick: »Machen Sie sich bloß keine falschen Hoffnungen – ich bin viel zu müde.«

In der Lobby des Hotels tummelte sich eine lustige Gesellschaft, Mitglieder eines PEN-Kongresses, der in Toronto tagte.

Schriftsteller und Philosophen amüsierten sich im besten Hotel am Platz. Pascal bestand darauf, endlich mit mir zu tanzen, und nahm mich um die Taille. Ich konnte es nicht genießen, das Gedränge war zu groß. Ich floh aus seinem Arm, wollte zur Bar und rannte einen kanadischen Dichter um. Pascal half uns beiden auf, die Leute lachten. Ich fühlte mich ausgelacht und war im Begriff, mir einen Drink zu bestellen, als Pascal dem Barkeeper zuwinkte, mir nichts mehr zu geben. Nur eine flüchtige Geste, doch ich werde sie nie vergessen. Das war der Wink eines mächtigen Mannes, einer der nimmt, befiehlt, taxiert und verkauft, der ungern teilt, aber gern verschenkt. Ich starrte ihn an. »Wer bist du?«, fragte ich, betrunken, als mir bewusst war.

»Der, der dich jetzt ins Hotel bringt.«

»Wir sind schon im Hotel.«

»Aber in meinem, Tony.«

»Ich muss gar nicht ins Hotel.« Ich stieß mich vom Tresen ab.

»Stimmt, das ist deine Stadt.« Er führte mich durch das Gewimmel zum Ausgang, zum Taxi, er überließ mich nicht mir selbst, sondern begleitete mich. Unterwegs ließ ich das Fenster herunter und rief in die Nacht, dass ich kein kleines Kind sei, das man zur Mami bringen müsse.

»Lebst du noch bei deinen Eltern?«, fragte er ungläubig.

»Meine Eltern sind tot.«

»Da hast du Glück gehabt.«

Als wir meine Adresse erreichten, brachte mich Pascal zur Tür, aber nicht weiter. So endete unsere erste Nacht.

Da hast du Glück gehabt – erst später verstand ich diesen Satz. Pascal und seine Familie hatten ein merkwürdiges Verhältnis zueinander; in unseren gemeinsamen Jahren war es mir nicht

gelingen, das Wesentliche seiner Beziehung zur Familie zu begreifen.

»Wann fahren wir endlich zu deinen Leuten?«, hatte ich gefragt. Pascal versprach es, er wollte mir auch die Schweiz zeigen. Immer war etwas dazwischengekommen, ein unaufschiebbares Meeting, der Geburtstag eines Freundes, ein Kongress. Dass er mich seiner Familie nicht vorstellte, hatte mich damals kaum gestört. Er brauchte mich nicht mit nach Hause zu nehmen, um zu zeigen, dass er mich liebte. Er zeigte mir alles andere, die ganze Welt.

Pascals Familie kennenlernen zu wollen, zu einem Zeitpunkt, da ihn jeder außer mir für tot hielt, erkannte ich nun als verrückte Idee. Warum er mir die Familie vorenthalten hatte, konnte ich mir nach wie vor nicht erklären. War ihr Verhältnis zerrüttet, gestört gewesen, aber wodurch? Trotz meiner Anspannung legte ich mich wieder ins Bett. Es war immer noch zu früh zum Schlafen gehen, doch um etwas zu unternehmen, hätte ich noch einmal aus der Schlucht hochsteigen müssen. Ich griff nach einem Buch, las und merkte, dass ich nicht mitkriegte, was ich las. Mein Handy vibrierte, eine Nachricht von Pascals Bruder: morgen, am späten Vormittag, im Hause der Zuermatts. Es folgte eine kurze Wegbeschreibung. Kein Gruß, kein freundliches Wort. Ich zog die Decke unters Kinn und versuchte noch einmal, Pascal lebendig werden zu lassen.

3 Er war nicht abgeflogen. Pascal hatte seinen Rückflug verschoben und rief mich am nächsten Tag an. Ich hatte einen harten Tag gehabt, der Rotwein verursachte mir Säure, die Drinks hatten mein Sehvermögen beeinträchtigt. Ich blinzelte die Messebesucher an und trank schrecklich viel Kaffee.

»Bist du ein Schluckspecht?«, fragte Pascal am Telefon.

Ich kannte das Wort nicht, er erklärte es und sagte, nach dem letzten Abend habe er Respekt vor mir. Bei der Menge, die ich konsumiert hätte, wäre er im Krankenhaus gelandet.

»Habe ich mich schlecht benommen?« Ich musste mich gegen ein Regal lehnen, war kaum bei mir. Die Szene im Hotel fiel mir ein, mit der Zunge fuhr ich über die trockenen Lippen. »Wieso sind Sie überhaupt noch da?«

»Deinetwegen, Tony. Darf ich dich daran erinnern, dass wir Bruderschaft getrunken haben? Ich will dich wiedersehen«, sagte er herzlich. »Sonst säße ich schon über dem Atlantik.«

»Wohin ging dein Flug?«

»Frankfurt.«

»Wann fliegst du?«

»Morgen früh.«

»Was versprichst du dir davon, dass wir uns wiedersehen?« Ich schloss die Augen, riss sie aber schnell wieder auf, weil sich alles drehte.

»Die Antwort lautet: *Ein* Abend mit dir ist besser als kein Abend mit dir.«

Nachdem wir den Treffpunkt vereinbart hatten, legte er auf. Ich hatte ihn immer noch nicht gefragt, ob er verheiratet war.

Wir trafen uns in einem teuren Lokal und aßen fernöstlich. Mir war merkwürdig zumute; unser erstes Date war zugleich ein Abschiedsdinner. Ich trank Tee, auch zum Anstoßen; irgendwann zahlte Pascal, danach wussten wir beide nicht, wie es weitergehen sollte. Nach seinem Beruf hatte ich ihn schon gefragt. Er besaß eine Firma, die nichts herstellte, sondern mit Werten jonglierte, die er von hier nach da verschob und Gewinn damit machte. Im Übrigen hatte er sich den Anschein gegeben, als wolle er mich mit seiner Arbeit nicht langweilen. Nur einmal sprach er von der Magie des Weltmarkts, der weniger durch reale Entwicklungen als durch die Psychologie der Vorstellung kommender Entwicklungen funktionierte.

Wir gingen durch Torontos City, er nahm meine Hand. »Willst du nicht endlich wissen, ob ich verheiratet bin?« Ich sah ihn an, er nickte. »Ich bin verheiratet. Ich werde sie verlassen.«

»Wie lange seid ihr zusammen?«

»Vierzehn Jahre.« Er sagte mir ihren Namen, Jessica, auch, dass sie in Frankfurt noch zusammenlebten und dass sie beruflich etwas Ähnliches mache wie er. Das Wesentliche, den Grund der Trennung, verschwieg er. Ich respektierte das. Und doch, ein verheirateter Mann allein in einer fremden Stadt, wir waren un-

terwegs in sein Hotel – worauf lief das hinaus? Ich fühlte mich wohl in seiner Nähe, ich wollte ihn. Ob ich ihm glaubte, war mir nicht so wichtig.

Als wir den Hotelfahrrstuhl verließen, hatten wir uns zum ersten Mal geküsst. Er sagte, er wolle mir ein Bad zeigen, das man nur zu zweit genießen könne. Hotels dieser Kategorie verfügten über Luxusbäder, das war nichts Besonderes. Ich erwartete einen Jacuzzi, doch Pascal führte mich auf die Terrasse und präsentierte mir eine alte Steingutwanne auf gedrehten Füßen. Sie war riesig, sie stand im Freien, wir hatten März.

Ich schaute auf die Skyline Torontos, Pascal ließ Wasser ein. Wir schlüpfen aus den Kleidern, ohne jede Peinlichkeit. Ich hatte erwartet, dass er seine Hose ordentlich zusammenlegen würde; als er es tat, lächelte ich.

Er hatte einen netten Bauch, starke Arme, die Beine eines Sportlers und schöne Füße. Er war erregt und schmunzelte über meinen Blick. Zärtlich streichelte er mich und hob mich mit Schwung in die Wanne. Das dampfende Wasser, die kalte Nacht, die Spitze des *CN Tower* blinkte in einem langsamen Intervall, als würde der höchste Fernsehturm der Welt vor sich hindösen. Wir ließen uns Zeit, redeten kaum, die Wärme machte uns müde. Irgendwann setzte ich mich auf Pascal, sah seinen Kopf verschwinden. Prustend kam er hoch, das schwarze Haar vom Wasser angelegt. Er hatte einen mächtigen Schädel, die Sehnen seines Halses waren angespannt. Wir liebten uns lange, fast bedächtig, mittendrin hob mich Pascal mit einem Griff aus der Wanne und trug mich tiefend, mit platschenden Schritten, ins Schlafzimmer. Als ich mich versehentlich auf die TV-Fernbedienung legte, wurde der Bildschirm hell. Wir rutschten auf der

Seite des Bettes zusammen, die am wenigsten nass war, und guckten fern, bis wir einschliefen.

Pascal hatte den Weckdienst geordert, doch meine innere Uhr war ebenso verlässlich. Es dämmerte, ich stand auf, bestellte telefonisch Kaffee und nahm das Tablett entgegen, bevor Pascal sich das erste Mal geregt hatte. Ein stilles Frühstück, wir beide fertig angezogen, beide traurig, wir sagten, dass wir telefonieren würden. An diesem Morgen wusste ich nicht, ob ich mich darauf freuen sollte. An diesem Morgen ließ ich mein Leben Revue passieren. Da es niemanden gab, dem ich mich ganz hingeben wollte, kam mir mein Single-Dasein natürlich vor. Wenn ich Arbeit hatte, lebte ich mit meinen Texten, übersetzte aus dem Deutschen ins Amerikanische. Die Lektorin, die mir die Aufträge zuschanzte, war zugleich meine beste Freundin. Ich hatte die dreißig überschritten, zwei festere Beziehungen lagen hinter mir. Stuart hatte mich verlassen, um wenige Wochen später die Frau zu heiraten, mit der er mittlerweile drei Kinder hatte. Dass John und ich nicht zusammenbleiben würden, war uns irgendwann so deutlich geworden, dass wir zwanglos von einer Liebesbeziehung zur Freundschaft übergegangen waren. Seit er in Ottawa lebte, hatten wir uns aus den Augen verloren. Auch wenn ich nur zur Miete wohnte, verwendete ich viel Sorgfalt auf mein One-Bedroom-Apartment. Das Bad war meine eigene Kreation, ich hatte unterschiedliche Fliesen in der Art eines Mosaiks zusammengesetzt. Obwohl die Wohnung weder Balkon noch Aussicht besaß, liebte ich die kleine Welt, in der ich arbeitete, lebte, mich behaglich fühlte, und die nach dem Tod meiner Eltern mein einziger Zufluchtsort geworden war. Ich war mir bewusst, dass dieses Leben das Richtige für mich war. Nun war ein reicher Mann

aufgetaucht, der von seiner Villa in Frankfurt erzählte und geschäftlich um die Welt jettete. Unsere beiden Leben passten nicht zueinander, trotzdem war ich merkwürdig niedergeschlagen, als wir nach unserer gemeinsamen Nacht den Lift bestiegen, in die Lobby fuhren und uns in der Kälte trennten. Sein Angebot, mich zu Hause abzusetzen, schlug ich aus.

Vor Pascal war ich mit einem Mann niemals nach nur einer flüchtigen Begegnung ins Bett gegangen. Ihn zu lieben war mir natürlich erschienen, alles musste so geschehen, wie es schließlich gekommen war. Alles – bis auf sein Verschwinden.

Die Nachtgeräusche in der Schlucht waren besonders. Ein Kreischen aus der Stille, dann lange nichts, darauf die Antwort wie ein Röhren. Der Fluss rauschte in der Nähe; ich hatte das Fenster offen, wegen der Kälte waren Mücken nicht zu befürchten.

Ich wollte meinen Laptop an den Strom anschließen, fand aber am Adapter nicht den rechten Stecker für die Schweizer Buchse. Der Laptop war meine einzige Verbindung zur Außenwelt, denn obwohl die Ferienwohnung karg war, besaß sie Anschluss ans Netz. Ich legte mich nieder und schlief problemlos ein.

Der Morgen darauf brachte die ängstliche Vorstellung dessen, was mich bei Pascals Familie erwarten würde. Ich frühstückte, löste das Schuhproblem, indem ich die eleganten Schuhe in eine Tüte packte und in den Bergschuhen loszog. Beim zweiten Mal kam mir der Anstieg nicht so erschöpfend vor. In Saanen nahm ich den Bus, den Pascals Bruder mir genannt hatte, unterwegs wechselte ich die Schuhe.

Das Haus der Zuermatts lag außerhalb Saanens in Richtung Gstaad. Ich musste bis in den Kurort fahren und von dort ein Stück zurückgehen, so bekam ich das berühmte Dorf zu sehen. Es war Saanen ähnlich, nur zeigte der Tourismus deutlicher seine Fratze. Ich erappte mich dabei, nach einer Berühmtheit Ausschau zu halten, schüttelte über mich den Kopf und verließ Gstaad über die Transitstraße.

Ein Chalet hatte ich erwartet, wie sie in der Gegend üblich waren, breit hingessetzte Häuser mit Holzfassade und Schnitzwerk. Doch als ich Roman Zuermatts Angaben folgte, kam ich zu einem Steinhaus mit Mittelerker, der in ein Türmchen mündete. Die Läden vieler Fenster waren geschlossen. Obwohl das Haus nicht verwaht aussah, machte es einen traurigen Eindruck. Alles, selbst der Garten, wirkte steinern, es war, als ob die vermoosten Steine die Blumen nicht umfassen, sondern erdrücken würden. Kein Name am Eingangstor, keiner an der Tür, ich drückte auf die Klingel. Schritte näherten sich, Roman Zuermatt öffnete, was mich nicht überraschte, aber störte. Spontan und unvoreingenommen hatte ich mir die Begegnung mit Pascals Mutter gewünscht und begriff schon beim Eintreten, dies war eine offizielle Audienz.

»Hier entlang bitte.« Er brachte mich in ein Zimmer, das nicht der Salon sein konnte, zu klein, zu bescheiden, eine Art Vorzimmer zum Wohnraum. Er bat mich zu warten. Ich wusste nicht, wohin mit meiner Schuhtüte, und stellte sie in die Ecke. Zeit verging, bald hatte ich jedes Möbelstück betrachtet, mich an das laute Ticken der Wanduhr gewöhnt, die Aussicht aus beiden Fenstern bewundert. Ich war im Begriff, mich bemerkbar zu machen, als die Tür aufging.

»Niemand hat mir gesagt, dass Sie schon da sind!« Lisbeth Zuer matt gab mir die Hand.

Ich war überzeugt, dass sie von meinem Kommen längst unterrichtet war, wahrscheinlich sogar von meiner Ankunft in Saanen. Ich antwortete, in ihrem schönen Haus sei mir die Zeit nicht lang geworden.

»Wir müssen leider mit dem Austragzimmer vorliebnehmen«, sagte sie. »Hinten haben wir einen Wasserrohrbruch.«

In Saanen war mir aufgefallen, dass alte Schweizerinnen oft schlank, ja hager wirkten. Lisbeth Zuer matt jedoch war schwer, auf ihrem Busen prangte eine auffällige Kette, geschliffener Lapislazuli. Sie trug das graue Haar gescheitelt, mit Spangen hinter Ohr gesteckt, und hatte ein meergrünes Kleid an. Sie unternahm nichts, mir den Anfang leichter zu machen, wartete nicht ab, ob ich lieber im Sessel oder auf der Bank Platz nehmen wollte, und beanspruchte die Lederbank für sich.

»Setzen Sie sich doch.« Ihr Gesicht strahlte Wachsamkeit aus. Ich erkannte Pascals Nase an ihr, auch das Kinn.

Es schien mir unsinnig, weiter die Form zu wahren. Sie war seine Mutter, sie hatte ihn geliebt, ich liebte Pascal, wir waren beide traurig, dass er sich von uns entfernt hatte. »Pascal hat viel von Ihnen erzählt«, sagte ich und spürte sofort, es war die falsche Einleitung.

»Ich habe Sie mir kleiner vorgestellt«, sagte Frau Zuer matt. »Pascal hatte eine Vorliebe für kleine Frauen, blonde meistens.«

Sie legte es darauf an, mich als eine von vielen Freundinnen ihres Sohnes hinzustellen. Dabei musste sie wissen, dass er sich damals von Jessica endgültig getrennt hatte, um mit mir zusammen zu sein. Ich hatte mich nicht in seine Ehe gedrängt, trug

keine Schuld, ich war von ihm gebeten worden, mein Leben mit ihm zu teilen. Die Sache mit Jessica sei abgeschlossen, hatte er erklärt, ihnen sei es sogar gelungen, sich wie alte Freunde zu trennen. In meiner kleinen Wohnung in Toronto war Pascal auf die Knie gesunken und hatte mich gebeten, seine Frau zu werden. Als ich vor Staunen nicht gleich antwortete, hatte er gesagt, ihm sei der Altersunterschied bewusst, er werde alles tun, sich in Schuss zu halten. Darauf mussten wir lachen, ich hatte ihn gebeten aufzustehen. Der Brillantring, den er formlos aus dem Etui nahm, wurde nie mein Lieblingsring. Erst ein Jahr später schenkte Pascal mir einen schlichten, fein gearbeiteten Goldring, den ich seitdem nicht wieder abgenommen habe. Nachdem ich meine Scheu vor dem großen, dem entscheidenden Lebensschritt verloren hatte, war mir die Heirat mit Pascal einfach und richtig erschienen. Alles war an seiner Seite einfach gewesen; jetzt, ohne ihn, hörte das Einfache auf, die Dinge wurden falsch und kompliziert. Aug in Aug mit seiner Mutter kam ich mir plötzlich wie eine Ehebrecherin vor. Für seine Familie musste ich wie ein Eindringling wirken, das wurde mir so deutlich wie das penetrante Ticken der Uhr. Wie stand seine Mutter zu Pascals Scheidung? Wo war Jessica heute, was hatte sie in den drei Jahren gemacht, die Pascal und ich zusammen gewesen waren? Hatte sie ihn gehasst, mich gehasst, hatte Pascals Familie ihr den Rücken gestärkt? Pascal hatte mir immer nur ausweichende Antworten gegeben. Würde man mir hier mehr erzählen?

Lisbeth Zuerlatt musterte meine Frisur. Ich hatte den Kurzhaarschnitt seit jener Nacht in Rio nicht erneuert. Pascal liebte diese etwas zu jugendliche Frisur. Ich hatte meinen Mann verloren, die Jugend war vorbei.

»Nun, Antonia«, sagte Frau Zuermatt.

»Meine Freunde sagen Tony zu mir.«

»Ich bin sicher, dass sie das tun.« Die Herablassung lag nicht in ihrem Ton, nur in der Wortwahl. »Warum erzählen Sie nicht ein wenig von sich?«

Ich hätte ihr Angebot gern für Interesse gehalten, doch es war ihre Art, mich auf Distanz zu halten. Indem ich von meinen deutschen Eltern erzählte, unserem Leben in Kanada, der Krankheit meines Vaters, den Schwierigkeiten, in die seine Firma geschlittert war, indem ich das preisgab, öffnete ich mich, während Frau Zuermatt ihr Haus, ihre Geschichte, ihr Gefühl vor mir verschlossen hielt.

Ich hatte früher nie darüber nachgedacht, was nach Pascals Tod sein würde. Er war Ende vierzig gewesen – wer denkt da an Tod und Testament? Ich hatte nie von ihm versorgt werden wollen und meinen Lebensunterhalt immer selbst bestritten. Seit dem Tag, als wir uns kennenlernten, war Pascal großzügig gewesen, ohne mir das Gefühl zu geben, ich sei abhängig von ihm. Sein Reichtum hatte kaum Bedeutung für mich gehabt, jetzt aber, im Vorzimmer seines Elternhauses, bekam es Wichtigkeit. Ich saß seiner Mutter gegenüber und spürte, darum würde es gehen, vor allem darum, ob ich vorhatte, Ansprüche zu stellen.

»Pascal ist tot«, sagte Lisbeth Zuermatt, nachdem ich nichts mehr zu erzählen wusste. »Wir müssen uns damit abfinden und weiterleben. Alles andere können wir erst erörtern, wenn er offiziell für tot erklärt wurde.«

Es war ein Schlag ins Gesicht. Ich war gekommen, um Rat und Nähe bei der Mutter meines Mannes zu suchen. Sie führte



Sophie Miller

Das Echo der Lüge

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35727-3

Diana

Erscheinungstermin: Juli 2013

Aufwühlend, packend und voller dramatischer Spannung

Als ihr Mann spurlos verschwindet, ist Antonia die Einzige, die nicht an seinen Tod glaubt. Doch wie gut kannte sie Pascal, mit dem sie nur drei Jahre verheiratet war und der in Frankfurt als Investmentbanker Millionen gemacht hat? Je mehr Nachforschungen sie anstellt, desto mehr Fragen bleiben unbeantwortet. Und sie lassen einen Verdacht aufkeimen, der Antonia in ihren Grundfesten erschüttert ...